

Wenn Worte fehlen

Text: Tanja Aebli / Bild: Vera Markus

Sie schlagen um sich, verletzen sich selbst und andere: Menschen mit geistiger Behinderung und herausforderndem Verhalten wurden über lange Zeit hinweg in psychiatrische Einrichtungen abgeschoben, auf unbestimmte Zeit. Zu Unrecht, wie wir mittlerweile wissen. Heute bemühen sich Heime, Gewalt gar nicht erst einen Nährboden zu geben. Dennoch fehlt es an genügend Institutionen, die die Schwierigen der Schwierigen aufnehmen.

Florian wippt mit dem Körper mal nach vorne, mal nach hinten, in fast meditativer Pose. Dann steht er unvermittelt auf, wirbelt mit Kopf und Armen herum, um sich sogleich wieder ins durchgesessene Ledersofa fallen zu lassen, begleitet von lautem Stöhnen. Er schlägt die Hände zusammen, immer schneller, immer lauter. Sein Blick wandert ins Unendliche. Florian Janz ist geistig behindert, autistisch und hat eine starke Sehbehinderung. Seine Welt ist anders, seine Betreuung eine tägliche Herausforderung.

Bei seinem Eintritt im Januar 2007 sei versucht worden, Florian in die siebenköpfige Wohngruppe bestmöglich zu integrieren, erinnert sich Markus Emmenegger, Leiter der WG Lindenberg 3 im luzernischen Ratshausen, die zur Stiftung für Schwerbehinderte Luzern (SSBL) gehört. Schnell jedoch wurde klar: Der 18-Jährige braucht sein Reich und seine Ruhe. Zu viele Reize überfordern ihn, was zu Selbst- und Fremdaggressionen führt. Wie unlängst in der Garderobe: Eine Bewohnerin, erbost darüber, dass sich ihre Schuhe nicht über die Füsse stülpen liessen, schrie aus voller Kehle, worauf Florian aus seinem "Stübli" in den Gang stürmte und eine andere Mitbewohnerin heftig in die Schulter biss.

"In unserer Institution leben viele Menschen mit geistiger Behinderung und psychischen Beeinträchtigungen, deren Verhalten extrem herausfordernd ist", sagt Claudia Babst, Leiterin Wohnheime und Tagesstätten. Tendenz steigend, wie eine kürzliche Erhebung gezeigt hat. Aggressionen und Gewalt gehören zum Alltag der SSBL, die schweizweit zu den grössten ihrer Art zählt. Es existieren verschiedene Massnahmen, um Gewalt zu begegnen: In einzelnen Wohngruppen etwa mit dem Notrufsystem, das Mitarbeitende mit Hilfe einer uhrenähnlichen Armbinde auslösen können: Bei einer Eskalation genügt ein Knopfdruck, um Verstärkung anzufordern. Oder mit den nach jedem Vorfall auszufüllenden Meldeblättern, die minutiös dokumentieren, in welchem Turnus und unter welchen Umständen es zu einer Krise gekommen ist. Permanente Schulungen, Supervisionen und Beratungen sind weitere Stützen für die Betreuenden, zu deren Berufsalltag gelegentliche Schrammen gehören.



Durchsichtige Mauern

In Florians Wohngemeinschaft war es eine bauliche Massnahme, die die angespannte Situation massiv entschärfte: Ein Viertel des gemeinsamen Aufenthaltsraumes wurde durch eine hölzerne Wohnwand und stellenweise durch Plexiglas abgetrennt. Der Sichtkontakt mit dem Rest der Gruppe bleibt bestehen, der Lärm von aussen wird stark gedämpft. Florian Janz ist zum Beobachter auf Distanz geworden, auf einer Insel im Ozean der Reize. In sein schlicht eingerichtetes Refugium, das ihm die nötige Geborgenheit gibt, zieht er sich zurück und nimmt dreimal täglich die Mahlzeiten zu sich. Der schwächliche Junge spricht zwar nicht, kann seine Bedürfnisse aber durchaus ausdrücken. Will er alleine sein, weist er mit Handzeichen unwillkommene Besucher resolut aus seinem Raum. Hat er Hunger, packt er einen Betreuer am Arm. Möchte er zu seinen Eltern, hastet er auf sein Zimmer und kramt die Sporttasche aus



dem Schrank heraus. "Es braucht sehr viel Intuition, um sich anbahnende Krisen wahrzunehmen", erklärt Gruppenleiter Markus Emmenegger, der seit über 15 Jahren in der SSBL tätig ist. Zum Spannungsabbau dient ein allabendlicher ausgiebiger Spaziergang wie auch ein Nachmittag pro Woche, der ein Betreuer ganz allein mit Florian verbringt.

"Gut strukturierte Tagesabläufe mit sinnvoller Beschäftigung lassen Frustrationen gar nicht erst aufkommen", stellt Claudia Babst, Mitglied der SSBL-Geschäftsleitung, fest. Dazu gehört, dass das Essen nicht angeliefert, sondern in gemeinsamer Regie geplant, eingekauft und gekocht wird. Abwaschen inklusive. Grossen Wert legt die Institution auch auf Privatsphäre und Ausdrucksmöglichkeiten; bei der Einrichtung der Zimmer, in denen von der Kakteensammlung bis hin zu Kanarienvögeln ziemlich alles zu finden ist, wie auch bei der Verständigung. "Mit Gewalt reagiert jemand, der seine

Bedürfnisse nicht ausdrücken kann", erklärt Emmenegger. Doch gerade eine geistige Behinderung schränkt die Kommunikationsfähigkeiten in der Regel relativ stark ein. Umso wichtiger ist es, dass sich die Mitarbeitenden mit den Bewohnern verständigen können. Im Falle von Florian zeigen einfache Worte und klare Anweisungen Wirkung, doch auch Zeichen aus der Gebärdensprache, Foto- und Piktogrammkarten mit lachenden und grimmigen Gesichtern oder elektronische Kommunikationsmittel gelangen in den SSBL-Wohngemeinschaften zum Einsatz. Allen Bemühungen zum Trotz: Gelegentlich ist es unvermeidbar, dass jemand zum Schutz der Mitarbeitenden oder Mitbewohner auf seinem Zimmer eingeschlossen werden muss.

Auf der Warteliste auf unbestimmte Zeit

"Je normaler und integrierter Menschen mit geistiger Behinderung in der Gesellschaft leben, desto seltener

Blick vom Korridor in den gepolsterten und reizarmen Time-out-Raum im Wagerenhof: Ein Ort mit beruhigender Wirkung, der nach einer Eskalation einen Neuanfang möglich machen soll.

sind Verhaltensauffälligkeiten“, resümiert Carmen Wegmann, die die **insieme**-Fachstelle „Lebensräume“ leitet und Angehörige von Menschen mit geistiger Behinderung und herausforderndem Verhalten in schwierigen Situationen berät. Angesagt wären kleine, überschaubare Wohngruppen mit genügend Betreuung, festem Rahmen und klaren Strukturen. Zwar sind schweizweit in einzelnen Kantonen mehrere Zusatzbauten für Menschen mit erhöhtem Betreuungsbedarf in Planung, doch im Moment mangelt es hüben und drüben an Plätzen. „Die Wartelisten sind lang. Zu lang“, meint die Psychologin, die Einsitz in diversen Platzierungsgremien hat. Wird ein Platz in einem Heim wie der SSBL frei, sind ein Dutzend Bewerbungen keine Seltenheit.

Wartelisten, Verunsicherung, suchen ohne zu finden, Einweisungen in die Psychiatrie – solche Situationen kennt die Familie Mauri aus Luzern zur Genüge. Ihr 19-jähriger Sohn, der zu massiven Selbstverletzungen neigt, lebt derzeit in einer auf Jugendliche ausgerichteten Institution, dem heilpädagogischen Zentrum Sunnebüel in Schüpfheim. Dabei handelt es sich lediglich um ein Provisorium, denn spätestens wenn Simon 20 wird, muss eine neue Lösung her. „Wir warten, bis in der SSBL ein Platz frei wird, bzw. bis dort jemand stirbt“, bringt es Marianne Mauri auf den Punkt. Besonders problematisch hierbei: Weil ihr Sohn autistisch ist, braucht es für jeden Wechsel eine intensive Vorbereitung. Nun werde mit ihm ständig über die anstehenden Veränderungen gesprochen, ohne zu wissen, wann diese anstünden. Für Simon sei dies enorm belastend. Die Eltern werden den Verdacht nicht los, dass man eine Person wie Simon „nicht gerne aufnimmt“.

Seitens der SSBL kennt man die Sorgen und das Bangen um einen Platz, die zermürbende Situation für alle Beteiligten. Es sei jedoch eine Frage der personellen Ressourcen, wie viele Leute mit Selbst- oder Fremdaggressionen aufgenommen werden könnten, sagt Claudia Babst von der SSBL-Leitung: „Es hilft niemandem, wenn das Personal plötzlich hoffnungslos überlastet ist“. In einer Gruppe von acht Personen werden deshalb höchstens ein bis zwei mit schweren Verhaltensauffälligkeiten integriert. Auf die grosse Nachfrage nach solchen Plätzen wurde trotz massiven staatlichen Sparvorgaben reagiert: Im kommenden Herbst wird in einem neuen Wohnhaus in Hitzkirch eine Kleinwohngruppe für Menschen mit stark aggressivem oder selbstverletzendem Verhalten eröffnet. Vorgesehen sind Dauerplätze wie auch Plätze für einen vorübergehenden Aufenthalt. Ziel sei es nicht, eine Wohngruppe im klassischen Sinn zu errichten. Wenn das Zusammenleben in der Gruppe funktioniere, sei dies umso besser, so Babst. Das neue Modell ist in intensivem Austausch mit der Stiftung Wagerenhof in Uster entstanden, die solche „kleinen Wohnformen“ mit maximal fünf Bewohnern bereits seit einigen Jahren betreibt. In diesen sollen Menschen trotz ihres herausfordernden Verhaltens in grösstmöglicher Autonomie und Selbstbestimmung leben können. Im Gegensatz zu normalen Wohngruppen stellt der Wagerenhof in den Kleingruppen therapeutische Einzelbetreuung, individuell gestaltete Tagesstrukturen, Rückzugsmöglichkeiten und eine reizarme Umgebung sicher.

Zu wenig Fachkräfte

Heute fehlt es schweizweit nicht nur an genügend Plätzen für Menschen mit herausforderndem Verhalten, sondern ebenso an ausgebildetem Personal. Der Umgang mit aggressiven Menschen mit Behinderung braucht viel Erfahrung und Fachwissen. Laut Jean-Luc Lambert, Professor am Departement für Heil- und Sonderpädagogik der Universität Freiburg, arbeitet in vielen Institutionen nur ungenügend qualifiziertes Personal: In zahlreichen Erwachsenenrichtungen verfügten weniger als 50% der Angestellten über eine entsprechende Ausbildung, schätzt er. Auch mangle es an spezialisierten Fachkräften, insbesondere im psychotherapeutischen Bereich. Keineswegs besser sieht es auf der medizinischen Seite aus. „Es gibt kaum Psychiater, die im Bereich geistige Behinderung ausgebildet sind“, so Lambert. Mit oftmals fatalen Folgen: Die Diagnosen seien unpräzise und häufig würden zu viele und zu starke Medikamente verabreicht.

Dies musste auch die Familie Mauri erleben, als ihr Sohn Simon vor zweieinhalb Jahren notfallmässig in eine psychiatrische Klinik eingeliefert wurde. Der Grund: Ein Medikament, mit dem sich sein Zustand stabilisieren liess, war plötzlich weltweit nicht mehr erhältlich. Die Krise liess nicht auf sich warten. „Die Leute in der Klinik waren alle sehr nett, am guten Willen fehlte es nicht“, so Marianne Mauri. Doch es mangelte an elementaren

„Je normaler und integrierter Menschen mit geistiger Behinderung in der Gesellschaft leben, desto seltener sind Verhaltensauffälligkeiten.“

Grundkenntnissen im Umgang mit geistig Behinderten. Rasch zeigte sich eine Überforderung des Personals bei der Pflege von Simon, der heftig mit dem Kopf an die Wände schlug und sich massive Verletzungen zufügte. Der vermutlich an einer seltenen Stoffwechselerkrankung leidende Junge, dessen Wahrnehmung und Bewegungsfähigkeit stark eingeschränkt sind, wurde in einem videoüberwachten Zimmer untergebracht und mit Medikamenten aufs Erste ruhiggestellt. Die Eltern halfen während des Tages über mehrere Stunden intensiv bei der Betreuung mit, stiessen aber auch rasch an ihre Grenzen. In einer solchen Notsituation fühle man sich sehr allein gelassen, resümiert die engagierte Mutter.

Hinter verschlossenen Türen

Dass die Psychiatrie nicht die richtige Lösung für geistig behinderte Menschen mit herausforderndem Verhalten ist, darüber herrscht heute in Fachkreisen weitgehend Einigkeit. „In einem ungünstigen Umfeld wie einer Klinik neigen die Leute dazu, noch aggressiver zu werden“, warnt Jakob Egli, erster Leiter der Fachstelle Lebensräume und heutiger Geschäftsleiter des Vereins „Chupferhammer“, der mehrere Personen mit stark herausforderndem Verhalten begleitet. Egli hat sich bereits vor rund 20 Jahren dafür eingesetzt, dass Menschen mit geistiger Behinderung und aggressivem Verhalten nicht in psychiatrischen Kliniken untergebracht werden. Er bemühte sich darum, Lebensräume zu schaffen, die möglichst wenig Anlass für Aggressionen bieten – kurz: dezentrale Wohnformen, genügend Personal, Rückzugs- und Beschäftigungsmöglichkeiten und so viel Normalität wie nur möglich. Auch war der Sankt Galler Fachmann massgeblich an der Ausarbeitung eines Konzepts mit Modellcharakter beteiligt, das derzeit in den

Kantonen Zürich, Graubünden und Basel zum Tragen kommt: Hierbei verpflichten sich mehrere regional in einem Verbund zusammengeschlossene Institutionen, für betreuungsintensive, als kaum vermittelbar geltende Menschen mit geistiger Behinderung einen Platz zu finden. An regelmässigen Treffen wird ausgehandelt, wer eine bestimmte Person aufnimmt. Hinter dem Institutionenverbund steht die Einsicht, dass alle Anrecht auf einen Platz in einem Heim haben. Darüber, wie viele "Fehlplatzierte" heute in psychiatrischen Einrichtungen verweilen, tappen Fachleute und Behörden mangels national geführten Statistiken im Dunkeln. Trotz der in den 80-er Jahren einsetzenden Entospitalisierungsbewegung scheinen psychiatrische Kliniken – per Gesetz zur Aufnahme verpflichtet – nach wie vor das Auffangnetz für die Schwierigsten der Schwierigen zu sein. Verantwortlich hierfür seien in erster Linie die heutigen Finanzierungsmodelle, vermutet Jakob Egli: "Heime werden immer stärker nach betriebswirtschaftlichen Kriterien geführt". Ethische Positionen blieben dabei oft auf der Strecke, zahlreiche Institutionen trennten sich von "schlechten Risiken". Die derzeitige Situation mit Wartelisten und Einweisungen in psychiatrische Kliniken sei ein Armutszeugnis für viele Institutionen. Egli ortet denn auch Handlungsbedarf auf gesetzlicher Ebene: Die Verpflichtung von Wohnplatzangeboten für Menschen mit geistiger Behinderung und Verhaltensauffälligkeiten sei nicht länger den psychiatrischen Einrichtungen, sondern den Heimen aufzutragen.

"In einer solchen Notsituation fühlt man sich sehr allein gelassen."

Durchlässige Systeme

Zahlreiche Einrichtungen, die Menschen mit schwierigem Verhalten aufnehmen, haben mittlerweile erkannt, dass nur die Zusammenarbeit zwischen Heimen, Psychiatrie und Angehörigen zu guten Lösungen führen kann. So vereint die psychiatrische Ambulanz in Genf, die vornehmlich in Heimen für geistig Behinderte zum Einsatz gelangt, Fachkräfte aus dem pflegerischen, heilpädagogischen und psychologischen

Bereich. Im Kanton Luzern regeln Zusammenarbeitsverträge mit der Psychiatrie die Abläufe bei einer Einweisung und verpflichten die Heime, eine Person nach einem Klinikaufenthalt wieder aufzunehmen. Nicht selten setzen sich Fachkräfte aus verschiedenen Einrichtungen gemeinsam an einen Tisch, um nach Lösungen zu suchen. Auch bei Florian Janz stand eine Einweisung zur Diskussion, als sein Zustand kritisch wurde und eine Neueinstellung der Medikamente angezeigt war. Eltern, SSBL-Heimleitung und Heilpädagogen aus der psychiatrischen Klinik Sankt Urban kamen nach gemeinsamer Beratung jedoch zum Schluss, dass der 18-Jährige auf der Wohngruppe besser aufgehoben sei.

Die psychiatrische Begleitung erfolgte vor Ort, nicht zuletzt "weil eine Einweisung für Florian und seine Angehörigen sehr schwierig zu verkraften gewesen wäre", wie sein Betreuer Markus Emmenegger ausführt.

Ohnehin: "Es macht mehr Sinn, Krisen im angestammten Umfeld anzugehen, weil ein Ortswechsel Menschen mit geistiger Behinderung rasch überfordern kann", bekräftigt die Psychologin Sylvia Hegi, die am Aufbau der Station WoKi (Wohnen und Krisenintervention für Menschen mit geistiger Behinderung) im Psychiatriezentrum Münsingen beteiligt ist.

Ein Ausbau von ambulanten Systemen, die die psychiatrische Behandlung direkt im Heim möglich machen, sei deshalb angezeigt wie auch eine stärkere Zusammenarbeit zwischen allen Beteiligten. Nur so könnten Spannungsfelder, unter denen die Behinderten die Hauptleidtragenden sind, reduziert werden.

Geistig behinderte Menschen sind nicht krank. Sie gehören nicht in die Klinik und haben das Recht, so zu leben wie andere Menschen. Mit der Betreuung, die sie brauchen. Oder wie es Jakob Egli provokativ formuliert: "Heime sind für die Behinderten da, nicht für die Betreuenden".

ANNONCE

stiftung waldheim
Eine Heimat für Behinderte

WO LEBENSFREUDE WÄCHST

Herzlich willkommen in der Stiftung Waldheim für Erwachsene mit geistiger und mehrfacher Behinderung. In sieben schön gelegenen und modernen Wohnheimen bieten wir rund 170 Bewohnerinnen und Bewohnern betreute Wohnplätze, vielfältige Beschäftigungen und ein breites Freizeitangebot. Ein Lebensraum zum Wohlfühlen, offen für Begegnungen und gastfreundlich. Erleben Sie unsere Welt auf DVD auf unserer Homepage oder bestellen Sie sie unter 071 886 66 11. Wir freuen uns auf Ihren Besuch!

Rehetobel · Walzenhausen · Trogen · Teufen · www.stiftung-waldheim.ch

VERBODEN VERTRAUEN, MEINDE GEFANGEN, MERITA PIRAGIA

Besten Dank für Ihre Spende: PC 90-18177-2